

Michael Hagner; Klara Löffler; Sylvia Mattl-Wurm; Alfred Pfoser; Jan Söffner;
Claus Pias

Debatte: Das Gewicht der Bücher 2018

<https://doi.org/10.25969/mediarep/13883>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hagner, Michael; Löffler, Klara; Mattl-Wurm, Sylvia; Pfoser, Alfred; Söffner, Jan; Pias, Claus: Debatte:
Das Gewicht der Bücher. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Mapping, Jg. 12 (2018), Nr. 1, S. 95–
114. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13883>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-zfk-2018-21782>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0 License. For
more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Das Gewicht der Bücher

Michael Hagner

Vor einiger Zeit fand in Basel eine Diskussion statt, in der es einmal mehr um den Niedergang der Geisteswissenschaften ging. Die Basler Zeitung, selbst zum Organ des rechtspopulistischen Milliardärs und SVP-Übervaters Christoph Blocher herabgesunken, stellte die Frage, warum die ehemals ruhmreiche Universität der Stadt im Bereich der Geisteswissenschaften keine Professoren von Weltrang wie Jacob Burckhardt oder Friedrich Nietzsche, Karl Barth oder Karl Jaspers mehr in ihren Reihen habe. Wo sei der Basler Professor, so die Klage, der mit seinem Buch ähnlich viel Aufsehen erzeuge wie seinerzeit Nietzsche mit *Die Geburt der Tragödie*? Man ahnt, woher der Wind weht. Die Anfrage wird nicht vom Olymp des Geistes in die Niederungen der gremien- und antragsgeplagten Universität hinabgereicht, um eine sanfte Mahnung auszusprechen. Sie steht vielmehr im Kontext häufig zu hörender Forderungen – nicht nur der Rechtspopulisten, nicht nur in der Schweiz – die Geisteswissenschaften abzubauen. Getreu dem Motto, dass steter Tropfen den Stein aushöhlt, wird dann auch einmal die Frage gestellt: »Wo sind eigentlich eure bedeutenden Bücher geblieben?«, um den Geisteswissenschaften ihre Irrelevanz vor Augen zu führen (Heitz 2016).

An der Universität Basel fühlte man sich provoziert. Der damals amtierende Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät, der Slawist Thomas Grob, publizierte auf der Webseite der Universität eine Stellungnahme, in der er die Rolle der Geisteswissenschaften in der Gesellschaft skizzierte und die

wesentlichen Kriterien für einen entsprechenden Leistungsausweis aufzählte. Dazu gehören eingeworbene Drittmittel, interdisziplinäre Forschungsprojekte, Digital Humanities, internationale Kooperationen, der Aufbau von Reputation der Geisteswissenschaftler als »Experten« in der Schweizer Öffentlichkeit sowie die Vermittlung des Wissens in Volkshochschule, Seniorenuniversität und Ausstellungen. Anders hätte es ein Bildungspolitiker auch nicht gesagt. Es ist nur konsequent, dass die Stellungnahme mit einem Bekenntnis schließt, in dem nicht mehr die wissenschaftliche Erkenntnis, sondern der gesellschaftliche Nutzen im Vordergrund steht:

»Denn auch die Geisteswissenschaften sind sich bewusst, dass sich ihre Verantwortung verschoben hat, dass es nicht mehr reicht, kluge Bücher zu schreiben, um der Gesellschaft den Nutzen zu bringen, den sie von ihnen zu Recht erwartet.« (Grob 2016).

Großes Bedauern über die Degradierung des Buches zum *nice to have* ist diesen Zeilen nicht anzumerken. Sind es ausgerechnet nur noch lästige Journalisten wie der Redakteur der reaktionären Basler Zeitung, die das gedruckte Buch für den Goldstandard in den Geisteswissenschaften halten? Ist die Uhr des Buches abgelaufen? Wie konnte es geschehen, dass das Buch ausgerechnet in dem großen Bereich der Wissenschaften, der sich für lange Zeit etwas auf seine Bücher zugutehielt, so schnell an Ansehen

verloren hat? Oder wurde seine Bedeutung ohnehin überschätzt, sodass der Verlust des Buches gar nicht weiter auffallen wird?

Eine Diskussion dieser Fragen kommt ohne historische Tiefenbohrungen nicht aus, und dazu muss man keineswegs zu den Klagen über zu viele Bücher zurückgehen, die fast so alt sind wie der Buchdruck selbst. Es reicht aus, sich der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zuzuwenden. In meinem Essay *Zur Sache des Buches* habe ich argumentiert, dass die Geisteswissenschaften ihren Aufstieg damals zu einem wesentlichen Teil der herausragenden Bedeutung des Buches zu verdanken hatten. Eine entscheidende Rolle spielte die *paperback revolution*, jener Siegeszug der Taschenbücher, der zur Demokratisierung des Wissens und Entsakralisierung des gelehrten Buches führte. Ben Mercer hat die Konjunktur des geisteswissenschaftlichen Taschenbuchs in Italien, Frankreich und Westdeutschland miteinander verglichen und gezeigt, dass politisches Bewusstsein und Habitus der 68er Studenten ihre Fundierung, ihren Legitimationsausweis und ihr Lifestyle-Objekt in diesen Büchern fanden. In kommerzieller und medialer Hinsicht bedeutete das eine öffentliche Präsenz der Geisteswissenschaften wie nie zuvor und nie nachher in der jüngeren Geschichte (vgl. Mercer 2011: 613–636). Dieser Analyse wäre nur hinzuzufügen, dass in West-Deutschland die Einwanderung der Geisteswissenschaften ins Taschenbuch lange vor den sechziger Jahren passierte. Entscheidend dafür waren die im S. Fischer Verlag erscheinende Reihe *Bücher des Wissens* (seit 1952) und mehr noch die von dem Philosophen Ernesto Grassi begründete Reihe *rowohlts deutsche enzyklopädie* (seit 1955).

Wir tun gut daran, die Namen der Verlage – Fischer und Rowohlt, später Suhrkamp und Merve und etliche andere – nicht nur wie Pralinen im Mund zerschmelzen zu lassen, wir müssen ihre Strategien und Arbeitsweisen, ihre ökonomischen Verhältnisse und ihr Charisma untersuchen, um die Nobilitierung des

Buches zum Theorievehikel und Kultobjekt verstehen zu können. Mehrere Untersuchungen der jüngeren Zeit haben unseren Blick auf die 70er und 80er Jahre gerade in der Hinsicht geschärft, dass geisteswissenschaftliche Produktivität ihren Ort nicht nur in den Universitäten hatte, sondern auch in Verlagshäusern, die thematische und theoretische Schwerpunkte konzipierten, akademisch ausgewiesene Lektoren für ihre Wissenschaftsprogramme engagierten und sich renommierte Wissenschaftler als Berater ins Haus holten.¹ Die aus dieser keineswegs immer konfliktfreien Zusammenarbeit zwischen Geschäftsleuten, intellektuellen Lektoren und Wissenschaftlern resultierenden Bücher führten zu einer Verschränkung von symbolischem und ökonomischem Kapital, mit dem willkommenen Seiteneffekt, dass die Differenzierung zwischen Massenprodukt und elitärem Kulturgut, die sich seit Nietzsche am Buch festgemacht hatte, zumindest vorerst hinfällig war.

Dieser Prozess lässt sich als Kernstück einer politischen Emanzipation durch Theorie ansehen, die ich als »goldenes Zeitalters der Geisteswissenschaften« beschrieben und kritisch analysiert habe. Natürlich ist dieses Zeitalter vorbei, aber das ist nicht den digitalen Medien zuzuschreiben, sondern hat seine Ursachen in den Geisteswissenschaften selbst. Schon 1979 beschlich Jürgen Habermas ein gewisses Unwohlsein, dass die geisteswissenschaftlichen Bücher der edition suhrkamp – aber das ließe sich problemlos verallgemeinern – »mit einer gewissen Überprägnanz« (Habermas 1979: 7) repräsentiert waren. Das heißt, dass die Bücher in ihrer demokratisch gesinnten Erschwinglichkeit viel versprachen, vielleicht zu viel im Verhältnis zu dem, was die Geisteswissenschaften an reflektierenden, kritischen, aufklärenden und sinngebenden Angeboten im Repertoire haben konnten. Was Habermas damals aus begrifflichen Gründen noch

1 Vgl. dazu den Debattenteil der ZfK 1/2016 mit dem Titel »Herbst der Theorie?«.

nicht thematisierte: Ein Merkmal dieser Diskrepanz war schlichte Überproduktion. Die Auflagenhöhe vieler Bücher war – nach Günter Boses trefflicher Formulierung – erst »ein Versprechen und dann ein Problem der Entsorgung« (Bose 2013: 53).

Die Überproduktion der Bücher hatte ein Pendant auf Seiten der Geisteswissenschaften selbst, das ich als »Überforschung« charakterisiert habe. Darunter verstehe ich ein besonderes, noch andauerndes Kapitel in der langen Geschichte des *information overload*, das seinen Anfang mit einer abnehmenden Grundfinanzierung der Universitäten und einer Aufwertung von Projektforschung nahm, die den Geisteswissenschaften bis dahin fremd war. Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche, Kolleg-Forschergruppen, Exzellenzinitiativen, Internationale Kollegs, ausgelobte Schwerpunktthemen – all diese Initiativen bedeuteten eine Verschiebung hin zur Verbundforschung, mit erheblichen Konsequenzen für die thematische Strukturierung, Gestaltung und Veröffentlichung von Büchern. Und diese Verschiebung hat auch einen Namen: Sammelband. Er ist zum vielfach geschundenen Packesel der Überforschung geworden, mit gravierenden Konsequenzen: Auch die interessantesten Forschungsthemen werden so lange bearbeitet und filetiert, bis der Erkenntniswert gegen Null geht. Damit ist nicht gesagt, dass es keine originellen, lesenswerten Bücher mehr gab bzw. gibt. Es ist eher so, dass sie durch den Überfluss unsichtbarer geworden sind. Den renommierten Verlagen gelang es immer seltener, mit geisteswissenschaftlichen Büchern ein größeres Publikum zu erreichen, aber dafür sind wohl kaum diese Verlage verantwortlich zu machen – und schon gar nicht die neu gegründeten Subventionsverlage, die auf die neu entstandene Situation reagierten und sich die immer zahlreicher werdenden Produkte der »Generation Projekt« gut bezahlen ließen.

Eine weitere Etappe auf dem Weg zur gegenwärtigen Situation liegt darin, dass die Projektstruktur der Forschung Teil einer größeren Reorganisation

der Universitäten und der Wissenschaften selbst darstellte, die den akademischen Betrieb an Elemente der neoliberalen Ideologie anpasste – zugegeben mehr in den USA und Großbritannien als in Deutschland, und dennoch: Formeln wie »Akademischer Kapitalismus«, »Ökonomisierung der Wissenschaft«, »Science-Mart, Commodification of Research«, »Consuming Higher Education« oder »Wissen als Ware« sind auch in der deutschsprachigen Welt zu geflügelten Worten geworden, die auf den Punkt bringen, dass Lehre und Forschung zunehmend unter Marktbedingungen stattfinden. Diese Veränderungen sind nicht einmal an der Philosophie spurlos vorbeigegangen. Der für seine Biographien über Ludwig Wittgenstein, Bertrand Russell und J. Robert Oppenheimer bekannte britische Philosophiehistoriker Ray Monk klagte kürzlich, dass weniger philosophische Bücher veröffentlicht werden, weil das britische RAE [Research Assessment Exercise], das die Qualität der Forschung an den dortigen Universitäten evaluiert, Zeitschriftenartikel höher bewertet als Bücher:

»[...] As a result, Monk observes, academics would rather produce articles for eminent, peer-reviewed journals than spend years writing a biography. »Academics don't make their reputations with books any more, but with articles«, he says. This has led to »the increased professionalisation of every academic discipline, including philosophy« (Herman 2017).

Diese Professionalisierung hat eine Publikationspraxis begünstigt, in der Spezialisten immer mehr über immer weniger wissen und damit naturgemäß nur noch eine sehr überschaubare Peergroup erreichen. Gegen diese Ausdifferenzierung ist nichts einzuwenden, so lange verstanden wird, dass die Geisteswissenschaften seit jeher *auch* davon gelebt haben, ein breiteres Publikum zu erreichen als nur ihre engste Kollegenschaft, die Gutachter des nächsten Artikels

und die Evaluatoren der nächsten Begehung. Und diese Dissemination funktionierte im Wesentlichen über Bücher. Mein Punkt ist also, dass es nicht so sehr die von dem zitierten Basler Dekan hervorgehobene Verantwortung gegenüber der Gesellschaft ist, die das geisteswissenschaftliche Buch unter Druck gesetzt hat, sondern gewandelte Arbeitsbedingungen, Reputationskriterien und Belohnungssysteme unter der Ägide des akademischen Kapitalismus. Wer vom möglichen Ende der gedruckten Monographie redet, sollte diese Aspekte im Blick haben und nicht nur auf die Revolution des akademischen Publizierens schießen, die durch die digitalen Medien ausgelöst wurde und deren Zeugen wir gegenwärtig sind.

Gegen mein Buch ist der Einwand erhoben worden, dass ich dem gedruckten Buch zu viel zutraue, es gar zu einem magischen Medium verkläre und die digitalen Medien für ungeeignet halte, sprachliche Reflexions- und Erkenntnisprozesse in Gang zu setzen (vgl. Ernst 2016: 666). Tatsächlich geht es mir zunächst einmal um den an sich trivialen Punkt, dass Bücher eine andere Funktion haben als Artikel oder Essays. Sie vermögen große Linien aufzuzeigen, können eine narrative Kraft entwickeln und Verbindungen herstellen, für die man Platz braucht. In einem Buch lassen sich verschiedene Themen und Thesen, Argumente und Erzählungen miteinander verbinden, die eine andere Art von Komplexität, Narration, Geschwindigkeit und Gewicht entfalten, als es die kurze Form vorsieht. Diese Unterscheidung ist selbstverständlich nicht erst mit den digitalen Medien in die Welt gekommen. Dass ich das Papier dem Digitalisat im Hinblick auf lange, anspruchsvolle Texte den Vorrang einräume, hat nichts mit Magie zu tun, sondern mit einem Verständnis des Lesens als sensomotorischen Prozess, einem Arbeiten mit Fingern und Augen, das von der Form und vom Format eines Buches als materiellem Gegenstand, der von anderen Büchern unterscheidbar ist, profitiert. Mir ist klar, dass wir es hier nicht mit unabweisbaren empirischen Fakten zu tun haben,

sondern mit Tendenzen, die gewisse Schlussfolgerungen nahelegen. So haben alle bislang durchgeführten größeren Befragungen von Wissenschaftlern aller Altersstufen ergeben, dass der Großteil von ihnen es vorzieht, längere komplexe Texte auf Papier und nicht am Bildschirm zu lesen. Vielleicht ist – wie es Umberto Eco einst vermutete – das gedruckte Buch zumindest für bestimmte Lektüreformen doch ein so perfektes Instrument wie in entsprechend anderen Tätigkeitsbereichen die Zahnbürste oder der Löffel.

Dementsprechend ist es lohnenswert, sich genauer mit den verschiedenen Techniken des Lesens auseinanderzusetzen und daran anschließend zu fragen, welchen Einfluss die Medienwahl auf das Lesen hat. Unbestreitbar haben Internet, digitale Lesegeräte, E-Books oder Hypertexte für die Lesekultur Konsequenzen, aber worin genau sie bestehen, ist schwierig zu sagen. Die empirischen Lesestudien lassen ein zuverlässiges Urteil über digitales Lesen kaum zu (vgl. Baron 2015). Vermutlich spielt das Medium bei einfachen oder vertrauten Texten weniger eine Rolle als bei schwierigen, anspruchsvollen und unvertrauten Texten. In den Geisteswissenschaften jedoch hat man es in der Regel mit genau solchen Texten zu tun, weswegen es keine Überraschung ist, wenn längere Texte von Studenten bis hin zu altgedienten Akademikern mit großer Mehrheit in gedruckter Form rezipiert werden, was nicht ausschließt, dass die gleichen Texte im Netz auf bestimmte Begriffe hin durchsucht werden. Niemand ist durch die digitalen Apparate zu einem genaueren, gründlicheren Leser geworden. Doch mit dieser Feststellung sollen digitale Publikationen keineswegs perhorresziert werden. Auch wenn Hypertexte nicht die revolutionäre Sprengkraft entfaltet haben, die ihnen in der Frühzeit des Cyberspace noch zugetraut wurde, haben sie den großen Vorteil, Anhänge, Quellen, Daten, Bilder, Filme, Statistiken usw. unterbringen zu können, die ein Buch überlasten würden – es sei denn, man würde die Anhänge von gedruckten Büchern mit Barcodes

füttern, was für Buchdesigner vielleicht gar keine so unattraktive Herausforderung ist. Es ist nicht davon auszugehen, dass die in der Neuzeit entwickelten Kulturtechniken das letzte Wort in der Geschichte des Lesens sind – aber daraus folgt zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht, sich vom Papier zu verabschieden. Vielmehr spricht alles dafür, dass wir mehr denn je dazu angehalten sind, uns eine flexible Ökologie des Lesens anzueignen, die unterschiedliche Medien und Modi einschließt.

Es hat vor und nach Marshall McLuhan nicht wenige Propheten gegeben, die dem gedruckten Buch das Totenglöcklein geläutet haben, manche sogar mit einem genau vorausgesagten Todesdatum. Sie haben alle falsch gelegen. Angesichts der massiven, ökonomisch und ideologisch motivierten Versuche des Informationskapitalismus, Lesen zu einer Aktivität zu machen, bei der nicht nur rezipiert wird, sondern auch Daten abgesondert werden, mit denen die entsprechend ausgerüsteten Unternehmen weiterarbeiten, Geld verdienen und manipulieren können, darf man konstatieren, dass sich das gedruckte Buch als ziemlich widerstandsfähiges Medium erweist. Offen freilich ist die Frage, wie sich die Geisteswissenschaften, aufgerieben zwischen den managerialen Anforderungen des akademischen Kapitalismus und den Forderungen, ihre Publikationen Open Access (also nur digital) zur Verfügung zu stellen, zur Buchkultur verhalten wollen.² Wenn sie sich vom Bücherschreiben abkoppeln – was kein völlig auszuschließendes Szenario ist –, dann werden die Bücher, die man

eigentlich von ihnen erwarten würde, von Autoren außerhalb der Universitäten geschrieben: Freiberuflern, Journalisten, pensionierten Wissenschaftlern und anderen Akteuren. Das würde zu einer Zerteilung der geisteswissenschaftlichen Welt führen: hier eine semiakademische Wissenskultur, die ihre Leser über gedruckte Bücher erreicht, dort die zu einer Spezialistenveranstaltung mutierten universitären Geisteswissenschaften, die sich hin und wieder Abstecker in Blogs, Ausstellungen, Volkshochschulen und Massive Open Online Courses (MOOCS) erlauben. Natürlich kann man sich darüber hinwegsetzen, dass Denkerinnen und Denker von Gewicht, sagen wir: von Kant und Nietzsche über Freud und Arendt bis zu Foucault und Butler immer wieder auch Texte – Bücher – für ein nicht-wissenschaftliches Publikum geschrieben haben. Natürlich kann man darauf hoffen, dass die Textverbreitung im Netz ausreichend Stoff für die politische, ästhetische und epistemologische Urteilskraft zur Verfügung stellt. Zweifellos ist genügend Stoff da, und der ist auch nützlich, aber das Netz muss sich mehr denn je die Frage stellen lassen, ob es eine Alternative zum Buch darstellt, oder ob es nicht vielmehr von dessen Ernsthaftigkeit, gewichtiger Leichtigkeit und Intensität ablenkt.

Vor einiger Zeit machte ein Bibliotheksdirektor in der Schweiz den Vorschlag, die Bibliotheken zur bücherfreien Zone zu machen. Angesichts des Umstands, dass mindestens 80 Prozent der geschriebenen Bücher ohnehin Mist seien, so der belesene Bibliothekar, könne man die Bücher einscannen und dann aus den Bibliotheken entfernen. Gewollt oder ungewollt wird damit zu verstehen gegeben, dass der größte Teil der Produkte in der Geschichte des Wissens ein Müllhaufen ist, der bislang die Bibliotheken verstopfte und nun sein Dasein im Netz weiterführen soll. Das heißt aber auch, dass der Müllhaufen im Netz noch viel größer wird, als er es ohnehin schon ist. Ganz neu ist diese Denkweise nicht. In Louis-Sébastien Merciers Utopie *Das Jahr 2440* von 1771 kommt der

2 Open Access habe ich hier aus Platzgründen nicht weiter berücksichtigt. Zur Verschränkung von OA und akademischem Kapitalismus vgl. Michael Hagner (2016): »Open Access – Wie der akademische Kapitalismus die Wissenschaften verändert«. In: *Geschichte der Gegenwart*, 25. 09. 2016, http://geschichtedergewegenwart.ch/open_access-wie-der-akademische-kapitalismus-die-wissenschaften-veraendert (29.06.2018).

Besucher in die Königliche Bibliothek und findet anstatt der erwarteten vier großen, mit Tausenden von Büchern gefüllten Prunksäle nur ein kleines Kabinett mit einigen Bücherschränken vor. Die reichhaltige Bibliothek, so wird er belehrt, war ein Sammelplatz von Irrtümern, Lügen, Ausschweifungen, Dummheiten und Vorurteilen. Deswegen wurden alle Bücher bis auf einen kleinen Rest, den man für unverzichtbar hielt,

auf einen großen Haufen geworfen und verbrannt. Man kann Merciers Ironie, mit der er den aufklärerischen Kampf gegen Dummheit und Aberglauben kommentiert, mitspielen, sollte aber nicht vergessen zu fragen: Wenn fast alle Bücher (ins Netz) verb(r)annt wären, wer hinderte die Menschheit daran, die ganzen Irrtümer, Plattheiten und Lügen zu übersehen, zu überlesen und zu wiederholen?

Formatfragen

Klara Löffler

Es ist der Plural, auf den uns Michael Hagner verweist: Das Gewicht der Bücher ist nicht absolut, sondern relational – im Zusammenhang der Konstellationen und Modalitäten des kultur- und sozialwissenschaftlichen Lesens und Schreibens – zu bestimmen. Den Faden seiner Argumentation aufnehmend, möchte ich die Formatfrage innerhalb dieser Schreib- und Publikationskulturen ins Blickfeld rücken – nicht zuletzt um dafür zu sensibilisieren, welche (Un-) Gleichzeitigkeiten diesen Teil des Wissenschaftsbetriebs bestimmen und welche Konsequenzen diese letztlich für das Verständnis von Forschung haben können.

Es ist nicht so, dass wir (jenes ›wir‹, das tatsächlich auch eine Vielzahl meint) nicht gerne ein Buch schreiben würden. Im Gegenteil: Ein ›schönes‹ Buch zu schreiben, dies ist in informellen Gesprächen unter KollegInnen zaghaft und vorsichtig zwar, aber doch immer wieder Thema. Die Attribuierung als ›schön‹ bezieht sich dabei sowohl auf die Gestaltung und Ästhetik als auch auf die Idee der Autonomie des Schreibens, darauf, mit diesem Schreiben eine ganz eigene Vorstellung und Linie des forschenden

Umgangs mit einem Thema umsetzen zu können, also auch die Vorstellung eines ›schönen‹ Arbeitens. Da schimmert das Ideal einer künstlerischen Tätigkeit und der – nach Andreas Reckwitz (2017) – Singularität eines kreativen und souveränen Schreibens durch. Angesprochen wird dies von den meisten als fernes Ziel und als Luxus, als etwas, das man sich allenfalls am Ende oder auch nach einem Berufsleben im universitären Feld leisten kann. Bestätigt werden wir in solchen Bildern durch autobiographische Erzählungen von Akademikern [sic] im Rückblick auf ihre Karriere, nach denen erst die späte oder auch nachberufliche Phase des Arbeitslebens jene zeitlichen, aber auch intellektuellen Spielräume erlaubt (wieder, denn auf dem Weg der Qualifikation sind Monographien wie Masterarbeiten und Dissertation ja die Regel), ein Buch zu schreiben. Wenn der 80jährige Germanist Peter von Matt in einem Radio-Interview aus seinem Leben als Wissenschaftler und von seinen Publikationen spricht, so wirkt es besonders anrührend, wenn er vom Glück erzählt, endlich, anlässlich einer Gastprofessur in Stanford einen Text, ein Buch zu schreiben, mit dem er nicht gegen eine Wand von offiziellem Verdacht

irgendwie ankämpfen und anschreiben musste. Es sind gleich zwei mythische Erzählungen, die sich hier verbinden: die vom Schreiben eines Buches, gedacht als Monographie, und die von einem Ort, der allein dieses Schreiben erlaubt. Bestätigt werden wir in diesen Romantisierungen durch ein gleichsam raunendes, unbestimmtes Sprechen über das Opus Magnum, das auch zu Zeiten der Infragestellung der Habilitation nicht verstummt ist. Wir lernen also, dass das Schreiben eines Buches, noch mehr das von Büchern, ein Ziel ist, das wir verfolgen sollen und auch erstreben können, das aber nur in Ausnahmefällen zu erreichen ist.

Was wir gleichzeitig einüben und – allen Aufklärungsanstrengungen der durchaus intensiv geführten Debatten um *writing culture* in den Ethnologien oder um Genealogien des Schreibens zum Trotz – habitualisiert haben und kaum hinterfragen, ist ein Set an Formaten des wissenschaftlichen Schreibens, das stark hierarchisch aufgebaut ist. Bestimmte Formate genießen im disziplinären wie im interdisziplinären Feld einen besonders hohen Status, weil sich mit ihnen Sichtbarkeit der eigenen Forschung bzw. Person herstellen lässt. Ganz oben auf der Agenda stehen da wissenschaftliche Aufsätze in Zeitschriften, die mit Verfahren des Peer Review arbeiten. Demgegenüber gibt es Formen, die beherrscht werden müssen, aber weitgehend unsichtbar bleiben, wie Rezensionen und Berichte, vor allem aber Forschungsanträge bei Fördergebern. Und schließlich sind da noch die falschen Formate (und Entscheidungen) wissenschaftlichen Schreibens: Gegen Publikationsformate wie den kultur- und sozialwissenschaftlichen Tagungsband oder auch die Festschrift wird in der Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Schreiben nicht selten heftig polemisiert – diese Formen stehen unter Verdacht, außer Kontrolle zu sein, außerhalb der standardisierten Formen der sogenannten Qualitätssicherung versteht sich.

Diese knappen Anmerkungen zu Formaten und

Hierarchien unseres Schreibens können nur eine Momentaufnahme sein. Im Zusammenwirken von Personen, Institutionen und Organisationen des kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschens, von Forschenden, Instituten, Universitäten, Verlagen und Fördergebern zeichnen sich Verschiebungen ab, die auf nachhaltige Veränderungen nicht nur in den Wissensformaten, sondern allgemeiner in der Wissensproduktion und Forschungsorganisation verweisen. Ich greife hier nur ein, allerdings was Arbeitsaufwand und Stellenwert in universitären Bewertungssystemen anlangt, zentrales Format beispielhaft heraus: den Projektantrag und damit ein Schreiben, das der Projektlogik folgt. Diese ist als zeitlimitierte Ordnung an einem konkreten Anfang und Ende ausgerichtet, die durch Fördergeber definiert werden. Schon 1992 schrieb Niklas Luhmann: »Die Zeitform des Projekts durchdringt alle Forschungsbereiche, alle Disziplinen des Wissenschaftssystems.« (Luhmann 1992: 338) Dementsprechend produzieren wir – gefühlt, denn tragfähige Zahlen dazu sind nicht zu erwarten, da jeder erfolglose Antrag für das Scheitern einer Gruppe und einer Person steht – permanent mehr oder weniger ausführliche, immer aber streng an den Maßgaben der entsprechenden Fördergeber ausgerichtete Antragsprosa.

Dabei sind es nicht nur »Fassadentexte«, wie Albrecht Koschorke (2005) diese qualifiziert, mithin Texte und Vorgaben, über die sich die meisten im späteren Verlauf eines Forschungsprojekts nonchalant hinwegsetzen und letztlich nach Maßstäben der eigenen empirischen Ergebnisse und theoretischen Modelle forschen und schreiben. Die Haltung eines »pragmatischen Opportunisten«, wie ihn Karin Knorr-Cetina skizziert (Knorr-Cetina 1984: 63), mag auch für Geübte nicht immer, vielleicht auch immer weniger gelingen, je mehr Personen und Institutionen um immer geringere Summen an Fördergeldern konkurrieren. Die Wirkungen dieses Einschreibens in immer detaillierter ausformulierte Richtlinien, das

hohe Anpassungsleistungen erfordert, sind meiner Beobachtung nach tiefergreifend. Ein Schreiben im Horizont spezifischer Erwartungen an Nutzung und Anwendung der erst zu erarbeitenden Ergebnisse versucht, mögliche Einwände der unterschiedlichen, an der Entscheidungsfindung der Fördergeber beteiligten Personen und Instanzen vorweg zu denken und dementsprechend die eigenen Denkmodelle und Methoden zu modifizieren. Solches Schreiben kann in ein Forschen münden, in dem sich die im Antrag, also zu Beginn eines Projektes skizzierten Überlegungen zur Durchführung eines Projekts, verselbständigen und demgegenüber sachlich gebotene Modifikationen und Änderungen des Forschungsplans zurücktreten. Der Forschungsbericht, eine unter den Bedingungen zunehmend interdisziplinär organisierten Projekte in der Regel modulare Form des Schreibens, in dem die Ergebnisse zusammengetragen werden sollen und aufeinander abgestimmt werden müssen, muss wiederum den Nutzungs- und Anwendungserwartungen der Fördergeber Rechnung tragen.

Dass es unter diesen Voraussetzungen zu einer zunehmenden Standardisierung wissenschaftlichen Schreibens und wissenschaftlicher Formate kommt, dies ist zwar Gegenstand von allenthalben zu lesenden Klagen, weitaus weniger jedoch von systematischen Untersuchungen zu entsprechenden Publikationsformaten und Schreibpraktiken, die allerdings auch die Förderinstitutionen, als zentrale Größen der Infrastrukturen dieses forschenden Handelns kritisch in den Blick nehmen müssten. Auch die Verlage haben an diesen Veränderungen einen nicht geringen Anteil, für den wir weitaus mehr Aufmerksamkeit als bislang geschehen entwickeln sollten. Sind es doch die Verlage, die mittlerweile umfassende editorische Arbeiten an die Autorinnen und Autoren sowie an die Herausgeberinnen und Herausgeber delegieren und damit die Grenzen von Produktion, Distribution und Rezeption zu ihren Gunsten verschoben haben. »Für den Text«, so Jörg Döring und David Oels, »bildet der

Verlag einen privilegierten, (nicht nur) paratextuellen Kontext, wenn es um seine Positionierung in einer Gesamtkultur geht« (Döring/Oels 2017: 22).

Noch eines sollte uns stutzig machen: Dass wissenschaftliches Schreiben mühevoll ist, zu so etwas wie Schreibblockaden (der Stillstand im Schreiben wird mit diesem Begriff zum Störfall) führen kann, dies wird im universitären Zusammenhang zunehmend offensiv zum Thema gemacht. Unterschiedlichste pädagogische Formate, von Lehrveranstaltungen mit Schreibwerkstätten bis hin zu einem breit gefächerten Buchmarkt nehmen sich dieser Probleme an, mit dem Effekt, dass die vorhandenen Formate – allen voran der Projektantrag – noch deutlicher standardisiert und kaum hinterfragt oder auch weiterentwickelt werden. Dass Schreiben in allen seinen Formen – vom Kritzeln und Notieren bis hin zum Ausformulieren und Überarbeiten von Ergebnissen – neben dem Lesen zu den zentralen Operationen kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschungsprozesse gehört, dafür fehlt gleichzeitig weitgehend das Bewusstsein.

Nicht nur, besonders aber zu Beginn des zumeist nur durch Zeitverträge abgesicherten Arbeitens im wissenschaftlichen Feld und der Sozialisation in dessen Qualifikationssystemen und Publikationskulturen, sind es also schwierige Abwägungen und durchaus auch riskante Entscheidungen, auf welche Formate man karrieretechnisch gesehen setzen sollte. Es sind widersprüchliche Schreib-Szenen, mit Rüdiger Campe »als nicht-stabile Ensembles von Sprache, Instrumentalität und Geste« definiert, die unsere Arbeit bestimmen (Campe 2012: 271). Wir wissen, dass wir mit unserem Schreiben immer einen nur vorläufig abgeschlossenen Denkprozess abbilden. Wir wünschen uns ein Schreiben, in dem wir diese Gedankengänge eigenständig – wie es das Ideal der Monographie verheißt – verfolgen können, und wir träumen von einer Sprache der Leichtigkeit und Beweglichkeit, die – das trägt uns Kaspar Maase an –, dem Florettfechten gleicht (Maase 1999) und für

Kreativität und Beweglichkeit ebenso steht, wie für Präzision und Sorgfalt. Und wir schreiben in Formaten wie Projektanträgen, die, an einem metrisch fundierten System der Reputation ausgerichtet, vor allem für die

Vermeidung von Kontingenzen stehen, in einem Ton der Selbstgewissheit, der den Sprachpolitiken von Förderinstitutionen entspricht.

Zur Zukunft des Buches in den Bibliotheken

Sylvia Mattl-Wurm, Alfred Pfoser

Im Oktober 2017 wurde in Binhai, einem Industrievorort von Tianjin im Nordosten Chinas, eine Bibliothek der Zukunft errichtet, ein Lese-Raumschiff, welches allein schon durch seine Größe und Form besticht. Auf 33.700 Quadratmetern, in fünf Stockwerken, reihen sich in der statisch unwirklich anmutenden Architektur der niederländischen Architektengruppen MVRDV auf futuristisch geschwungenen Regalen 1,2 Millionen Bücher aneinander. Die Bilder dieser Bibliothek gingen um die Welt. Über der riesigen Freihandbibliothek liegen zusätzliche Leseräume und Arbeitsplätze, unter dem Dach sind Konferenzräume, Computerlabore und ein Audibereich untergebracht. Das Jahrhunderte lang bewährte Konzept der Bibliothek, wie so oft in den letzten Jahrzehnten mit aufregender Landmarkarchitektur umhüllt, scheint hier unbestritten. Warum sollte man sonst über eine Million Bücher in traditioneller, analoger Form freihand aufstellen?

Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die oft in den Bereichen der Geschichts- und Literaturwissenschaften ihre akademischen Abschlüsse gemacht haben und hauptsächlich mit dem Erwerben, Erschließen, Bewahren sowie dem Nutzbarmachen und Vermitteln befasst sind, in späteren Stadien dann mit wissenschaftlichen Fragestellungen zu Objektgeschichte(n),

haben für das Vertrauen Michael Hagners zu analogen Büchern bis hin zu deren magischer Verklärung natürlich größtes Verständnis und Sympathie. Immerhin rührt das Buch in seiner idealen, heute noch gültigen Gestalt, aus dem 16. Jahrhundert und ist auch gar nicht mehr – wie Umberto Eco immer wieder zitiert wird – verbesserbar, so wenig wie der Löffel, der Hammer, der Topf oder das Fahrrad.

Michael Hagners Plädoyer für das Buch in seiner stabilen analogen Form (vgl. Hagner 2015) mit seiner Überblickbarkeit von Themen und Thesen, von Argumenten und Erzählungen, seiner Erfassbarkeit großer Linien, übergreifender Verbindungen sowie von Komplexität und Narration im Allgemeinen, möchte man dahingehend ergänzen, dass dieses nun schon über Jahrhunderte unseren menschlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten auf das Allerschönste entgegen kommt und in seiner Brauchbarkeit in allen Lebenslagen einfach unersetzbar ist: Man kann – abgesehen vom Lesen – in Bücher etwas schreiben, in ihnen an- oder unterstreichen, bedeutsame Eckenknick hinterlassen. (Annotierte Bücher sind mittlerweile überaus beliebtes Sammelgut geworden, vgl. Atze/Kaukoreit 2011.) Man kann Bücher aber auch abseits ihrer Inhalte aufgrund ihres Ausstattungskonzeptes, ihrer Grafik, der gewählten Typografie, ihrer ausgewählten

Illustrationen oder sogar ihrer beigelegten Kunstwerke lieben, sie mit Hilfe ihrer Einbände oder ihres sich über die Jahrhunderte verändernden Papiers, ihrer besonderen Haptiken oder Benutzungsspuren einordnen und interpretieren. Könnten E-Books solch ein Wunderwerk an Selbstverständlichkeit, Bequemlichkeit und Simplizität jemals zu Stande bringen und auch Jahrhunderte überdauern? Hinzu kommt, dass man gedruckte Bücher einfach mitnehmen kann, ohne Steckdosen und Ladegeräte, ohne Batterien.

Nun, im beginnenden 21. Jahrhundert, gerät das Konzept der Aufklärung und ihr Glaube an die Macht des Wissens, das ohne gedruckte Bücher, Broschüren, Journale oder ohne Briefkultur undenkbar war, nach zweieinhalb Jahrhunderten immer mehr ins Wanken: Seit dem Aufstieg des Internet, d.h. schon seit den 1990er Jahren, verändert sich die Sachlage auch in den Bibliotheken schleichend, aber einschneidend. Zwar haben Bibliotheken in der Trias der sammelnden Institutionen Archiv-Bibliothek-Museum eine Vorreiterrolle eingenommen und schon in den 1990er Jahren begonnen, ihre Bestände durch Übertragung der Zettelkataloge und durch Retrokatalogisierung im Netz erfassbar und bestellbar zu machen. Die Anforderungen heute sind jedoch diametral größer: Der Online-Katalog hat prompt zum Ergebnis zu führen, die Suchmaschinen sollen selektiv genau das auswerfen, was gesucht wird. Um im Konkurrenzkampf mit dem Web bestehen zu können, bauen Bibliotheken auf Katalogisierung in Bibliotheksverbünden und arbeiten an einer kontinuierlichen visuell attraktiven Anreicherung der eigenen Bestandskataloge.

Was nun allerdings schon seit Jahren als Zukunftsbild am Horizont erscheint, ist eine globalisierte digitale Megabibliothek, die überall und jederzeit abrufbar ist. Vor allem die amerikanischen und westeuropäischen Nationalbibliotheken befördern mit spektakulären Internet-Projekten die Veränderungen in der Informationsbeschaffung, zumeist in Verbindung mit dem übermächtigen Privatunternehmen Google. Der

Informationskapitalismus erzeugt bei vielen Kritikern zu Recht große Skepsis (vgl. Brandtner/Reuter 2018). Google Book Search verspricht, die größte Bibliothek der Welt zu errichten, da sollte man als Bibliothek zumindest im Netz mit den »eigenen« Beständen konkurrenzfähig dabei sein. Schließlich verstehen sich gerade die wissenschaftlichen Bibliotheken als Infrastruktureinrichtung für Forschung und Lehre.

Der Nutzen des Archivcharakters der Bibliotheken für die naturwissenschaftlichen, technischen, medizinischen und juristischen Fächer sowie für die Wirtschaftswissenschaften hat sich bereits schleichend und sukzessive verabschiedet. Die genannten Disziplinen halten sich im Allgemeinen mit mehr oder minder aktueller Literatur ausreichend bedient, diese erscheint zumeist nicht mehr analog, sondern bereits digital. Wie Michael Hagner ausführt, ist auch im geisteswissenschaftlichen Bereich der Zug zum Digitalen längst im Rollen. Gerade Sammelbände, aber vor allem Zeitschriften und Zeitungen erscheinen in eigenen Online-Ausgaben und müssen von den Bibliotheken – gemäß ihrem Auftrag – gesammelt und zur Verfügung gestellt werden können. Sogenannte Publikationsserver/Repositorien gehören bei National- und Universitätsbibliotheken längst zur alltäglichen Benützung, der Erwerb digitaler Medien macht etwa an der großen deutschen Universitätsbibliothek in Mainz bereits 75 Prozent des Erwerbungssetats aus. Die Open Access-Bewegung wirbelt die traditionellen Rollen durcheinander. Werden sie zwischen Verlagen, Buchhandel, Bibliotheken und Kunden wie bisher verteilt bleiben oder fällt eines der Elemente aus dem Rennen? Wird elektronische Literatur sofort vom Produzenten an die Bibliotheken weitergegeben werden? Dann fallen die Buchhändler und Verleger weg. Kommuniziert der Benutzer direkt mit dem Vermarkter von Information/Literatur? Dann scheiden die Bibliotheken aus dem Rennen. Im digitalen Umbruchzeitalter wird die ›Veröffentlichung‹ als fest umrissene Größe der Buchdruckzeit in einen neuen

Aggregatzustand – einen flüssigen, stets veränderbaren Zustand – versetzt. Mit dem Fortschreiten der Technologien entstehen neue Wissensformen, die eine Neudefinition dessen erzwingen, was man denn unter ›Veröffentlichung‹ überhaupt versteht. Herkömmliche Kontrollinstanzen (Redaktionen, Lektoren, Verlage) könnten ganz wegfallen, schwer beseitigbare Fehler in den Wissenschaftsdiskurs einfließen. Gut entwickelte Formen und Standards würden leichtfertig über Bord gehen, Journale zu Blogs mit Fußnoten mutieren.

Die Digitalisierung verspricht für die Bibliotheken unter anderem die Senkung der Kosten, damit geraten sie unter Druck seitens der Staats- oder Stadtverwaltungen bzw. der Kulturpolitik. Allerdings ist die Realität oft eine andere, wenn Bibliotheken viel Geld investieren, um Wege der Navigation und damit die Informationskompetenz in der immer unübersichtlicher werdenden elektronischen Welt weiter zu entwickeln. Die Kosten für E-Journals sind oft horrend, der Aufbau und die Betreuung digitaler Bibliotheken, die ständige technische Wartung der EDV und der zunehmende Konkurrenzdruck durch technologische Neuerungen verschlingt Personal- und Finanzressourcen. Darüber hinaus ist die Langzeit-speicherung und -archivierung meist ungeklärt und erst in der Entwicklung.

Gerade in den letzten Jahren bieten Bibliotheken vermehrt zusätzliche Wissensplattformen wie etwa Wikis oder virtuelle Biografien an, die eine enorme Strahlkraft sowohl für die Wissenschaft wie auch für Bürgerinnen und Bürger entwickeln könnten. So hat die 2014 von der Wienbibliothek und dem Wiener Stadt- und Landesarchiv initiierte Wissensplattform Wien Geschichte Wiki bereits sechs Millionen Aufrufe pro Jahr! Auch werden Bibliotheken aufgrund der Fülle an vorhandenen, aber nur teilweise erschlossenen Materialien in den Bereich der noch immer neuen *Digital Humanities* einsteigen. Siegfried Mattl hat sich in seinem Artikel »What's next: Digital History«

eingehend der digitalen Wissensproduktion beschäftigt und für die Zukunft viele neue Chancen, aber auch weiterhin unbeantwortete Fragen gesehen: »[...] wird das Digitale ein eigenes Feld, eine eigenständige Methode oder bloß ein Medium der Human- und Kulturwissenschaften generieren?« (Mattl 2015).

Bibliotheksrecherchen beanspruchen heute einen weit höheren Aufwand als eine Google-Recherche, die bequem zu jedem Thema Informationen liefert, damit aber auch vortäuscht, die gesamte verfügbare Information abrufbar zu haben. Deshalb gilt es vor allem, nicht nur die forschende Community, sondern auch die breite Öffentlichkeit zu überzeugen, dass Bibliotheken weit mehr anzubieten haben, wenn auch die Recherchen hier komplizierter verlaufen.

Wir dürfen gespannt sein, ob sich irgendwann, nach vielen Kämpfen und Umwegen ein neues, selbstverständliches Nebeneinander zwischen gedruckten und digitalen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen, AV-Medien, Internet und Online-Datenbanken einstellt. Erfolgreiche Sachbuchautoren wie der kanadische Journalist David Sax versprechen jedenfalls in vielen Bereichen eine Rückkehr der Freude am Analogen (vgl. Sax 2017), sei es in Form von Vinyl oder analogem Film, aber eben auch in Form von Papier oder ganz einfach von gedruckten Büchern und Zeitschriften.

Die wiederentdeckten Bücher

Jan Söffner

Seit 2015 brennen den Geisteswissenschaften die Bücher unter den Nägeln. Fast gleichzeitig erschienen Michael Hagners *Zur Sache des Buches* (2015) und Philipp Felschs *Der lange Sommer der Theorie* (2015). Was Michael Hagner etwas weniger poetisch die paperback revolution nennt, beschreibt Philipp Felsch dort im Anklang an den »Summer of Love« von 1967 als sich über mehrere Jahrzehnte erstreckende Jahreszeit. Nun ist sie vorbei, der Winter ist da, naht, und was vor allem Hagner nun in der Gegenüberstellung der Paperback Revolution mit der digitalen Gegenwart zu bedenken gibt, lässt tatsächlich den Verdacht aufkommen, dass die Geisteswissenschaften ihr ureigenstes Medium preisgegeben haben.

Laut Hagner geht diese Vernachlässigung mit dem Umstand einher, dass sich zugleich zwei Formen der Intellektualität – nennen wir sie der Einfachheit halber: die *akademische* und die *gesellschaftliche* – voneinander abkoppeln. Ein Blick auf die Verlagslandschaft belegt, dass akademische Texte die größere Öffentlichkeit nicht mehr erreichen und diese Öffentlichkeit sich umgekehrt zwar durchaus für populärwissenschaftliche Werke der Natur- und Humanwissenschaften, aber immer weniger für die Geisteswissenschaften interessiert. Diese Entwicklung ist bedenklich. Denn sie ist dazu angetan, zur allgemeinen intellektuellen Desorientierung unserer Zeit beizutragen. Und Hagners Plädoyer für ein »Gewicht der Bücher« ist damit seinerseits von Gewicht.

Im Folgenden möchte ich dennoch eine leicht verschobene Perspektive einnehmen, die meiner kurzen und inzwischen beendeten Arbeit als Programmleiter eines Wissenschaftsverlages geschuldet ist. Der Blick gilt dabei dem Verhältnis von Denken und Geld – genauerhin einem prinzipiellen Problem

von diesem Verhältnis, nämlich dem Problem der Verknappung. Frei nach Niklas Luhmanns *Wirtschaft der Gesellschaft* (1988) ist ein Wirtschaftssystem nur dort möglich, wo außer Nachfrage und Geld auch die Güter knapp sind. Wer einen Gedanken ausspricht und weitergibt, muss ihn aber dadurch nicht abtreten. Wie also *verkauft* man also ein Produkt, das sich bei jeder Transaktion vervielfältigt? Der Buchmarkt machte diese Verknappung möglich. Bücher haben einen langen Atem und erlauben eine begriffliche Präzision, die anderen Formen der Gedankenspeicherung abgeht. Sie binden Gedanken an einen und nur einen Wortlaut – und, was wichtiger ist, sie binden diesen Wortlaut an einen verkaufbaren materiellen Träger. Der Markt ergibt sich damit nicht aus dem Wert der eigentlichen Produktion des (gedanklich-schriftlichen) Werks, sondern aus dem Wert, der durch die Steigerung der hergestellten Stückzahlen entsteht. Die Kosten für diese Steigerung nennen Ökonomen die Grenzkosten.

Zunächst waren diese materiellen Artefakte derart teuer, dass der Handel mit Büchern fast nur von großen Institutionen (im Mittelalter vorwiegend von Klöstern) getragen werden konnte. Als mit dem Papier ein recht billiger und dennoch haltbarer Träger erfunden wurde, der seinerseits die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern nach sich zog, reagierte der Markt des Denkens mit einer enormen Ausweitung der Reichweite qua Alphabetisierung und neuartiger Distribution. Er war darin so erfolgreich, dass es gelang, die Autoren – unabhängig von Mäzenen – zu entlohnen. Sie konnten ihre Manuskripte an einen Verlag verkaufen und diesem die Zustimmung erteilen, sie exklusiv zu drucken. Mit diesen so genannten »Druckerprivilegien« entstand

die Möglichkeit, sich zwischen akademischem und öffentlichem Denken zu bewegen und sich in diesem Wechsel einen Lebensunterhalt zu verdienen. Die paperback revolution schließlich, verbilligte die Grenzkosten noch einmal – und wieder war die Reaktion des Marktes diejenige einer Ausweitung der Reichweite, d.h. jener Demokratisierung des Wissens, die u.a. jenen langen Sommer der Theorie ermöglichte.

Im Zuge der neuen, digitalen Revolution wird diese Entwicklung fortgesetzt – aber dieses Mal ist sie derart gesteigert, dass die Grenzkosten der Wortlautreproduktion gegen Null gehen. Das Gleichgewicht zwischen Proliferation und Verknappung ist damit potentiell verloren. (Fast) alles ist (fast) überall (fast) gratis herunterzuladen. So wundert es nicht, dass gesellschaftliche und akademische Intellektualität sich je auf ihre eigene Weise auf alternative Verknappungsstrategien zurückziehen. Grob gesprochen stellt die gesellschaftliche Intellektualität ihre Knappheit im Rahmen einer an Klickzahlen gemessenen Aufmerksamkeitsökonomie her, die nur noch in Extremfällen entlohnt werden kann (dann, wenn ein Blog, YouTube-Kanal oder Podcast viral wird). Die akademische Intellektualität leistet ihre Verknappung stattdessen, wie zuletzt im Mittelalter, fast ausschließlich über die institutionelle Disziplinierung – d.h., um es mit Michel Foucault (1971) zu sagen, über Ausschlussysteme (Worüber darf nachgedacht werden?), Organisationssysteme (Wie darf es gesagt werden?) und Regulierung der zur Rede überhaupt zugelassenen Subjekte (Wer erhält eine Stelle?).

Es liegt auf der Hand, dass unter diesen Umständen die Position des Intellektuellen als Zwitterwesen zwischen gesellschaftlicher und akademischer Intellektualität, zwischen Aufmerksamkeitsökonomie und akademischer Diskurskontrolle in Bedrängnis gerät. Foucault selbst konnte seine Gedanken noch in der Zeit des »langen Sommers« der Paperback Revolution niederschreiben – als das gesellschaftliche Interesse

so groß war, dass es ein Gegengewicht zur innerinstitutionären Disziplinierung darstellte. Etliche Denker, die sich gegen die akademischen Diskurszwänge sträubten, nutzten den Buchmarkt als Umweg und die gesellschaftliche Intellektualität als ebenbürtigen Austragungsort ihres Denkens (man denke etwa an Karrieren wie diejenigen von Jacques Derrida, Friedrich Kittler oder Peter Sloterdijk).

Auf sich selbst gestellt kann akademische Diskurskontrolle dieses Korrektiv aber kaum leisten. Immer mehr neu ausgerufene »Freigeist-«, »Originalitätsverdacht-« oder »Querdenker-« Programme zeugen vielmehr davon, als wie drängend das Problem zu großer Selbstbezüglichkeit und aus ihr folgender Homogenität wahrgenommen wird. Ob solche Programme zur Lösung beitragen können, kann aber bezweifelt werden. Denn schließlich bestimmt auch hier noch ein innerakademisches Dispositiv über die Anträge: Gutachter, die über jedes außerhalb angesiedelte öffentliche Interesse bloß Mutmaßungen anstellen können. Es fehlt stattdessen, was im langen Sommer der Theorie der Buchmarkt bereitstellte: Lektoren, die Gedanken zuzuspitzen lehrten, Marketingabteilungen, die Präsentationen und Diskussionsveranstaltungen organisierten, die Empfehlungen aus Feuilleton, Buchhandel, die Events der Buchmessen (die Reihe ließe sich fortsetzen).

Damit zu meiner leichten Verschiebung der Perspektive auf das Problem der Bücher: Nicht die vermeintlichen »Marktbedingungen« der akademischen Forschung, die Hagner für die Krise der geisteswissenschaftlichen Bücher mitverantwortlich macht, scheinen mir das Problem zu sein – sondern vielmehr der Umstand, dass es gerade keine wirklichen »Marktbedingungen« sind, sondern der verzweifelte Versuch, innerakademisch zu regeln, was nur ein externer Markt hätte regeln können. Diese etwas verlagerte Ursacheneinschätzung ändert nichts an Hagners Befund: Die Anpassung an die gegebenen Bedingungen leitet Wissenschaftler an, den

Forschungsantrag und nicht das Buch als Meisterdisziplin zu begreifen. So mangelt es nicht den Ergebnissen dieser Disziplin: an einschlägigen Forschungsmonographien mit solidem Forschungsstand und detaillierten Materialdiskussionen.

Innerakademisch sind solche Bücher von unschätzbarem Wert. Will man aber ein breites Publikum von der Überlegenheit des Buches überzeugen, die Hagner mit Recht hervorhebt, braucht es vermutlich andere Bücher. Um zu errahnen, wie diese Bücher aussehen könnten, ist wichtig zu bedenken, dass das Buch im Rahmen der gesellschaftlichen Intellektualität zum Luxusgut des Denkens geworden ist: Zu einem Produkt, das Geld kostet, obwohl es im Prinzip auch gratis sein könnte; einem Produkt, das viel Zeit in Anspruch nimmt, während die meisten digitalen Kanäle eine wesentlich höhere Geschwindigkeit im Gedankenabruf und auch im Verstehen der Gedanken zur Gewohnheit machen.

Verändert haben sich auch die Kanäle, wenn es daran geht, Menschen davon zu überzeugen, ihre Zeit und ihr Geld für ein Buch zu investieren. In der Epoche des langen Sommers musste ein Buch dafür über Feuilleton, Buchhandel, ausgelegte Neuanschaffungen in den Bibliotheken und über Verlagsbroschüren seiner Öffentlichkeit vorgestellt werden – hatte es auf diese Weise eine kritische Masse erreicht, zog die Mundpropaganda und das Mitreden-Können-Wollen in kleinen und lokal gebundenen Oberseminar-Communities.

Dies sind – wenn man von Verlagshomepages und Werbemails einmal absieht – auch nach wie vor die maßgeblichen Kanäle, auf die man beim Verkauf geisteswissenschaftlicher Bücher setzt. Der Markt ist aber ein anderer. »Die« Öffentlichkeit gibt es nicht mehr – stattdessen digital vernetzte und lokal nicht mehr gebundene, in Interessensgebiete ausdifferenzierte intellektuelle Großcommunities mit hoher Fluktuation. Nur das Mitreden-Können ist geblieben. Aber es ist ein Mit-Posten-Können geworden. Um das Interesse an einem intellektuellen Buch zu wecken,

kann also ein virales YouTube-Video oder ein viel geteilter Podcast besser geeignet sein als ein Beharren auf der Singularität dieses Mediums.

Bedenkt man das Gewicht der Bücher vom Markt her, ergibt sich damit trotz des fast identischen Ausgangspunkts eine diametral entgegengesetzte Konsequenz zu derjenigen, die Hagner zieht: Wo spezifische digitale Communities an die Stelle »der« Öffentlichkeit treten, haben intellektuelle Bücher nur dann eine Chance, wenn sie das Denken sozial vernetzen – und um das zu können, müssen sie digital mit anderen Medien vernetzt sein. Es wäre geschickter, Bücher als Teil dieses Marktes zu konzipieren, will sagen, Bücher als Verlängerung der sich in Podcasts und Blogposts ereignenden Diskussionen mit besseren Mitteln zu sehen, so wie sie einst die Verlängerung der Oberseminarrunde mit besseren Mitteln waren.

Doch selbst das genügt nicht, und damit bin ich beim eigentlichen Problem. Denn unter den von Hagner beklagten Bedingungen sind die Verlage als alternative Orte der Intellektualität in schwere Bedrängnis geraten. Verlage gibt es zwar noch – aber sie spielen kaum noch die Rolle jener Konkurrenzinstitution zum akademischen Betrieb, von deren letzten Ausläufern Philipp Felsch berichtet. Und ohne sie wird selbst das beste intellektuelle Buch es schwer haben. Nicht nur die Bücher, auch die Verlage der Paperback Revolution müssen unter den Bedingungen der digitalen Vernetzung neu erfunden werden.

Vorbild für dieses Unterfangen könnte der Begründer der ersten Taschenbuch-Revolution sein, nämlich Aldus Manutius, der das handliche Oktav-Format erfand und damit einen Humanismus ermöglichte, der die Kloster- und Schlossbibliotheken hinter sich lassen konnte – und im Gegenteil in den Verlag kam. Er gliederte seinen Verlag nicht an die Universitäten an, sondern konzipierte ihn als eigene Akademie. Waren Verlage vorher Druckereibetriebe, wurden sie nun auch zum Ort der Diskussion und der Intellektualität. Aldus Manutius schuf nicht die erste University

press, sondern die erste *press university*. Vielleicht kommen einmal ein paar gute Blogger auf die Idee, ob der unleugbaren medialen Überlegenheit des

Papiers, einen Verlag zu gründen – und ihren eigenen Diskussionsforen akademische Würde zu verleihen. Wahrscheinlich aber ist das aber nur ein Traum.

Das Monster am Ende des Buches

Claus Pias

Die Argumentation von Michael Hagners Debattenbeitrag klingt in höchstem Maße plausibel. Es fällt schwer, *nicht* einzustimmen, wenn und sobald es um die Projektförmigkeit akademischer Existenzen oder den Drittmittelerwerbsdruck an unternehmerisch geführten Universitäten geht, um Journal-Artikel, die bis zum völligen Erkenntnisverlust standardisiert sind, oder um unbeholfene Rettungsversuche angesichts des Legitimationsstresses der Geisteswissenschaften, um Sammelband-Inflation, *information overload* oder Hyperprofessionalisierung. Und mindestens ebenso einladend ist sein Plädoyer für die mediale Differenz und Koexistenz verschiedener Publikationsweisen und Forschungspraktiken, Leseszenen und Eigenzeiten, die einander nicht ausschließen, sondern die sich in einem vorerst noch unausgemachten Verhältnis ergänzen könnten. Diesen Eindruck des unmittelbar Einleuchtenden gilt es hier vorerst abzublenden.

Eine Möglichkeit dazu besteht in der Rückfrage, ob das gedruckte Buch wirklich stark genug ist, um – zugespitzt formuliert – Existenz und Figur des Intellektuellen, Aufgabe und Gestalt der Universität sowie die Bedingungen des Lesens und Schreibens in Digitalen Kulturen argumentativ zu schultern. Und mit ›Buch‹ ist hier ein (historisch nicht voraussetzungsloser und darum kontingenter) Idealtypus gemeint: eine monographische, geisteswissenschaftliche Publikation,

die narrative Kraft, inhaltliche Komplexität und forschersche Innovation in sich vereint und gleichwohl in einem Stil geschrieben ist, der »Ernsthaftigkeit, gewichtige Leichtigkeit und Intensität« verbindet und eine Öffentlichkeit auch jenseits der Disziplin oder der Universität hat und anspricht.

Auf ungewollte und fast schon paradoxe Weise findet sich der Text damit (trotz seiner weitsichtigen und differenzierenden Argumentation) in einer Nachbarschaft wieder, in der er keinesfalls sein möchte und in die er auch nicht gehört – nämlich in der jenes von Michael Hagner zitierten »reaktionären« Lagers, das sich (in anderer Absicht) nach dem Ausbleiben »großer Bücher« erkundigt. Denn gleichwohl Michael Hagner deutlich feststellt, dass immer noch großartige Bücher geschrieben werden, ist der Gestus doch ein melancholischer, der in mehreren Denkbewegungen (historisch, institutionell, medientheoretisch) ein Gefühl des Mangels umkreist – nämlich die »leichtfertigen« Abschiedsbestrebungen vom Buch. Erst und nur weil es ein »goldenes Zeitalter der Geisteswissenschaften« gegeben hat, stellt sich die Frage, warum es diese enorme Präsenz und Wirkung von Geisteswissenschaften nicht mehr gibt, deren zeithistorische Bedingtheit auf einen bestimmten Typus von Buch übertragen wird, für das es zu kämpfen lohnt und dessen (scheinbares oder wirkliches) Ausbleiben zum Symptom oder

Symbol umfassender historischer, institutioneller oder medialer Umbrüche gerät.

Umgekehrt könnte man jedoch sagen, dass für die werbebroschürenhafte Antwort des von Hagner zitierten Basler Dekans gilt, was Stefan Collini in seinem zuletzt erschienenen Buch über die Geschichte der (universitären) Universitätskritik bemerkte:

»the alien measures which each generation of champions of the ›idea of the university‹ complain about are usually introduced by statements from politicians or administrators that at least pay lip-service to the diluted version of the day before yesterday's ›idea of the university‹ literature.« (Collini 2017, 62)

Anders herum formuliert: Der Mehrwert einer Zusammenarbeit der Disziplinen, der Einsatz neuer Medien und Methodologien oder der Blick über den engen, nationalen Forschungszusammenhang hinaus machten in der letzten (oder vorletzten) Generation von Universitätskritik genau jene Argumente aus, gegen die heute – nach ihrem und durch ihr Normativwerden – beispielsweise das geisteswissenschaftliche Buch und sein goldenes Zeitalter erst wieder in Anschlag gebracht werden können. Universitätskritik zeichnet sich dadurch aus, dass gerade die erfolgreiche Umsetzung der in ihr gemachten Vorschläge zu weiterer Universitätskritik führt. Wie kaum eine andere Institution kapitalisieren Universitäten (und zwar ideologisch wie finanziell) genau diejenige Kritik, die auf ihre eigene Abschaffung zielt (Engelmeier/Felsch 2017), was es nahezu unmöglich macht, sie wirksam ›von außen‹ zu kritisieren. Dieser Mechanismus ist ihre Stärke und zugleich Blindheit:

»One unsurprising truth we may learn from considering the long literature on the idea of the university is that each generation fails to envision not just the path of future change but also how universities

may adapt to this change without ceasing to be recognizable as universities.« (Collini 2017, 83)

In diesem Sinne einer langen Vorgeschichte wellenförmiger Kritikbewegungen und funktionaler Plastizität der Universität möchte ich im Folgenden nur einige Anmerkungen zu den drei Argumentationslinien Michael Hagners hinzufügen.

In *historischer* Hinsicht möchte man ergänzen, dass das »goldene Zeitalter« nicht allein eine Sache des Buches, sondern auch eine Sache des Marktes für genau *solche* (aber auch andere) Bücher war – wie Michael Hagner an anderer Stelle auch andeutet, wenn er von einem »intellektuellen Rezivilisierungsprogramm mit eingebautem Geldautomaten für die Verlage« berichtet (Hagner 2015). Möglicherweise ist dieses Argument so selbstverständlich, dass es keiner ausführlicheren Behandlung bedarf. Dennoch sollte nicht vergessen werden, dass die zeithistorischen Umstände der deutschen Nachkriegszeit (also bis tief in die 1960er Jahre hinein) einen Theorie-, Nachhol- und Orientierungsbedarf sondergleichen produziert haben (Marquard 1981). Die genannten auflagenstarken und einflussreichen Buchreihen entspringen nicht einfach dem Ingenium, der Autorschaft und der Legitimität ›starker‹ (zumeist männlicher) Wissenschaftler, sondern sie treten in eine Lücke ein, die eine bestimmte Form von Autorschaft und Legitimität erst ermöglicht und erzeugt. Die Legitimität, sich zu großen Gegenwartsfragen, zu demokratischen Werten, zu neuen Technologien oder zur Zukunft der Welt insgesamt zu äußern, fließt aus einer spezifischen Inszenierung individualisierter Autorschaft (Theison 2012), die durch eine spezifische zeit- und vor allem sozialhistorische Situation entsteht. Die einflussreichen Autoren wissenschaftlicher Bestseller der 1950er und 60er Jahre sind ebenso Produkt ihrer Zeit, wie sie diese umgekehrt intellektuell prägen. Als Theorie-Epoche sind diese Jahrzehnte auch in hohem Maße international (durch Übersetzungen)

geprägt und alles andere als rein geisteswissenschaftlich bestückt. Und sie sind eher verschattet von der zweiten Hälfte des »goldenen Zeitalters«, die sie um diese Autorenposition beerbt und hinsichtlich derer in den historiographischen Bemühungen der letzten Jahre die sogenannte *french theory* mit Theorie als Gattung insgesamt gleichgesetzt wurde (Cusset 2008; Birnstiel 2016; Raulff 2014). Von dieser Autorität einer starken Autorenrolle wurde im Rahmen des von Hagner angesprochenen Drittmittelimperativs auf Unsicherheitsabsorption durch Verfahren umgestellt (Operationalisierbarkeit, *work packages*, Evaluation etc.) – was dazu führt, dass der erhoffte Typus »Buch« nicht ausbleibt, sondern zunehmend von Autor/innen produziert wird, die nach universitären Leistungskriterien nicht »erfolgreich« sind.

Dies lässt sich im Hinblick auf das *institutionelle* Argument einer veränderten Universität fortführen. Wahrscheinlich liegt ein taktischer Fehler in der Rechtfertigung »der« Geisteswissenschaften insgesamt (wie er eingangs beispielhaft dargestellt wird) bereits in dieser Verallgemeinerung selbst. Denn Legitimation hat viele Adressaten und wird in der Regel partikular verhandelt: vor Drittmittelgebern, Verwaltungen, Kolleg/innen, Steuerzahlern, Politikern, Journalisten, Studierenden, deren Eltern usw. Die beschriebene Situation der Nachkriegszeit hatte vermutlich den Vorteil, dass Legitimität nicht weiter differenziert werden musste, sondern wissenschaftliche Publizität nach der (immer schon fiktiven) sogenannten »Stunde Null« als allgemeiner Wert vorausgesetzt werden konnte. Sie liegt jedenfalls nicht (oder nicht immer, jedenfalls aber nicht allein) in der Qualität der Bücher oder ihrer medial-materiellen Eigenschaften.

Vergleichbar könnte man vielleicht sagen, dass der *umbrella term* »Geisteswissenschaften« die Praktiken und Geschichten der einzelnen Disziplinen – und damit auch ihre unterschiedlichen Legitimitäts- oder Autorschaftskonzepte – ausblendet. Zur Schwäche dieses großen Ganzen wird dann seine Allgemeinheit,

mit der »die« Geisteswissenschaften sich allenfalls noch als generelles *social good*, als »Horizontenerweiterung« oder als »Reflexionswissen für die Zivilgesellschaft« rechtfertigen können, was den taktischen Verlust bedeutet, nicht mehr intellektuell, sondern moralisch bemessen zu werden und den Graben der *two cultures* erneut zu verbreitern. Dementsprechend müsste man vielleicht präziser formulieren, was man »dem« geisteswissenschaftlichen Buch jeweils zumuten möchte oder von ihm verlangen kann.

Dazu gehört auch, dass das »goldene Zeitalter« nicht so homogen ist, wie es rückblickend aussehen mag. Die von Michael Hagner beklagte Neoliberalisierung der Universität mag zwar quantitativ seit den 1980ern zugenommen haben, ihre ideologischen Ursprünge datieren aber tief in die Epoche des »Buches« zurück. Büchertische, wie sie heute bei Drittmittelprojekt-Begehungen üblich sind, wurden in den 1950ern bei den Treffen der *Mont Pèlerin Society* als jährliche Leistungsschau des freien Westens im »battle of ideas« eingeführt. Bei diesen Treffen wurden zugleich auch Preise für »the freest mind« oder »the fastest paper producer of the world« ausgelobt. Innerhalb der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges sollten die Geisteswissenschaften die Rolle von »entrepreneurs of ideas« übernehmen, deren Erfolg sich daran bemisst, »Verkaufsschlager« statt »Ladenhüter« zu produzieren (Hartung 2015, 155f, 216). Nicht nur der beschleunigte Publikationsdruck und die Aufhebung des Latenzschutzes, unter dem das geisteswissenschaftliche »Buch« seine Wirkung erst langsam und »nachhaltig« entfaltet, datieren also weit früher, insofern auch jener »impact«, dem man heute als verloren nachtrauert, immer schon Teil einer neoliberalen Agenda war, und im Detail noch ungeklärt ist, wer die Bücher eigentlich kaufte und mit welchem Gewinn las.

Auch hinsichtlich der zweiten Phase des »goldenen Zeitalters« könnte man fragen, ob es denn um »Bücher« im hier gemeinten Sinn ging. *French theory*

(aber auch Kritische Theorie) in Deutschland waren eher Theorien, die es in eine Praxis ›einzupflegen‹ galt. Die legendären Merve-Bücher z.B. waren nicht unbedingt ›gute‹ oder ›nachhaltige‹ Bücher, sondern schlecht gemacht, billig zu erwerben, inhaltlich zeitnah reagierend und daher taktisch zu benutzen, leicht in die Tasche zu stecken und jederzeit cool hervorzuziehen (Felsch 2015) – und damit näher an einer nervösen und kursorischen Lektüre, wie sie heute möglicherweise auf Social Media Plattformen stattfindet.

In *medientheoretischer* Hinsicht zuletzt verweist Michael Hagner auf digitale Publikationskulturen und eine veränderte ›Ökologie des Lesens‹, innerhalb derer der schützenswerte mediale Eigensinn des Buches in jenem Moment auffällig wird, in dem er sich gegenüber anderen Formen und Formaten erweisen und einen gemeinsamen Raum mit ihnen teilen muss. Aus einer längeren medienhistorischen Perspektive könnte man nun behaupten, dass der hier ins Auge gefasste Typus von ›Buch‹ selbst nur ein historisches Intermezzo ist. Sogenannte ›Geisteswissenschaften‹ seit Dilthey sind philologische Wissenschaften und damit Text-Wissenschaften, deren Bindung an das Buch historisch notwendig war, deren Texte aber auch wieder in andere Medien auswandern können.

Ivan Illich hat sich in einer berühmten Studie der Buchpraxis als Lesepraxis gewidmet (Illich 1991). Sein einfaches Argument (das das Kontingenzbewusstsein für unsere Vorstellung von »Buch« schärfen kann) ist, dass Lesen nicht unbedingt etwas mit Sinn, Narration oder Argumenten zu tun hat, sondern ein physischer Akt ist: Es besteht aus Murmeln, wippenden Oberkörpern, rhythmischem Atmen, fügt sich zwischen andere körperliche Tätigkeiten und dient der Meditation und Gottesnähe. Erst im 12. Jahrhundert bildet sich mit dem *bookish text* eine veränderte Lektürepraxis und damit auch eine andere Textgestalt und -funktion heraus. Diese neue Praxis ist aber – so das gegen McLuhan gewendete Argument – nicht kausal an jene Form des Buches gebunden, die als Produkt des

Buchdrucks mit beweglichen Lettern entsteht. Illichs Beispiel vermeidet eine vorgängige Kodifizierung sogenannter ›Leitmedien‹ (›das‹ Buch, ›der‹ Computer usw.), von deren Aufstieg, Triumph und Fall eine bestimmte Form der Mediengeschichte dann gerne berichtete und weiträumige Kulturdiagnosen auf sie stützte.

Vielleicht lässt sich daraus ein systematisch ähnliches Argument hinsichtlich unserer digitalen Gegenwart ableiten. Was wäre, wenn man weniger auf das Buch selbst als auf die wechselnden Praktiken fokussiert, deren Teil es ist? Es nicht in eine medienökologische Nische stellt, damit es dort so bleiben kann, wie man annimmt, dass es seine Natur ist? (Also einer Logik folgend, die man in den 1980er Jahren ›Simulation‹ nannte.) Oder anders gesagt: Ist das hier gemeinte ›Buch‹ nicht im Verschwinden, sondern nur etwas anderes geworden, das aber noch genauso aussieht? Die medienwissenschaftliche Rede von ›digitalen Kulturen‹ oder ›post-media‹ meint etwas Ähnliches, wenn sie die Bedeutung der Spezifik von Einzelmedien und die Differenz von analog/digital zurücknimmt und stattdessen stärker auf die Verflechtungen einer alltäglich und ubiquitär gewordenen Digitalität und ihrer emergenten kulturtechnischen und epistemologischen Effekte verweist. In der Literatur etwa (so man sie als Vergleich nehmen will) sind solche Wechselspiele gut beobachtbar: Operationen wie *copy & paste*, die durch digitale Medien automatisiert und alltäglich geworden sind, werden nun mühevoll manuell in Büchern vollzogen. Kenneth Goldsmiths *uncreative writing* beispielsweise besteht hauptsächlich aus händischem Abschreiben oder Abtippen, wo ein einfaches *copy & paste*-Kommando möglich wäre. Dieser Prozess wird aber als meditative Übung verstanden – vergleichbar dem Lesen vor Entstehung des *bookish text* – und sein Ergebnis als gedrucktes Buch veröffentlicht, das sich besonders gut für den mündlichen Vortrag eignet. Insofern könnte man nicht nur sagen, dass solche Bücher (oder solche Literatur) eine eminente kulturelle

Äußerung digitaler Kulturen sind, ohne sich digitaler Medien nur im Geringsten zu bedienen. Vielmehr könnte man auch behaupten, dass solche Phänomene auf einen Revisionsbedarf unserer stillschweigenden Vorannahmen und Kategorisierungen verweisen, was ein Medium jeweils sei und leiste.

Literatur

- ATZE, Marcel/ KAUKOREIT, Volker (2011) (Hg.): *Lese-spuren – Spurenlesen: Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von Unterstreichungen, Annotationen und anderen Randbemerkungen* (Sichtungen. Archiv Bibliothek Literaturwissenschaft, 12./13. Jg.), Praesens Verlag.
- BARON, Naomi S. (2015): *Words Onscreen: The Fate of Reading in a Digital World*, Oxford: Oxford University Press.
- BIRNSTIEL, Klaus (2016): *Wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus*, Paderborn: Fink.
- BOSE, Günter Karl (2013): *Das Ende einer Last. Die Befreiung von den Büchern*, Göttingen: Wallstein.
- BRANDTNER, Andreas/REUTER, Peter (2018): »Zur moralischen Ökonomie des Buches«. Gespräch mit Michael Hagner. In: *ABI – Technik* 38/1, 106-115.
- CAMPE, Rüdiger (2012): »Die Schreibszene, Schreiben«, in: Sandro Zanetti (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Frankfurt/Main: suhrkamp taschenbuch, 269-282.
- COLLINI, Stefan (2017): *Speaking of Universities*, London, New York: Verso.
- CUSSET, François (2008): *French Theory. How Foucault, Derrida, Deleuze, & Co. Transformed the Intellectual Life of the United States*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- DÖRING, Jörg/OELS, David (2017): »Keine popularisierende Wissenschaft für 1,90 DM« Ernesto Grassi und rowohlts deutsche enzyklopädie zwischen 1955 und 1968. In: *Non Fiktion* 12 (2017), H. 2, 7-65.
- ENGELMEIER, Hanna/FELSCH, Philipp (Hg.) (2017): »Antiakademismus«, Sonderheft von *Mittelweg* 36, 26/4-5.
- ERNST, Thomas (2016): »Wie offen soll die Geisteswissenschaft sein? Print- versus Digitalpublikationen und die Debatten um Open Access und das Zweitveröffentlichungsrecht«. In: *Literatur als Interdiskurs. Realismus und Normalismus, Interkulturalität und Intermedialität von der Moderne bis zur Gegenwart. Eine Festschrift für Rolf Parr zum 60. Geburtstag*, hg. v. ders./Georg Mein, München: Fink, 653-667.
- FELSCH, Philipp (2015): *Der lange Sommer der Theorie*, München: Beck.
- FOUCAULT, Michel (1971): *L'ordre du discours*, Paris: Gallimard.
- GROB, Thomas (2016): »Zur Lage der Basler Geistes- und Sozialwissenschaften – eine Stellungnahme.«, <https://www.unibas.ch/de/Aktuell/News/Uni-Info/Zur-Lage-der-Basler-Geistes-und-Sozialwissenschaften-Eine-Stellungnahme.html> (29.06.2018).
- HABERMAS, Jürgen (1979): »Einleitung«. In: *Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹*, hg. v. ders., Bd. 1, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7-35.
- HAGNER, Michael (2016): »Open Access – Wie der akademische Kapitalismus die Wissenschaften verändert«. In: *Geschichte der Gegenwart*, 25.09.2016, http://geschichtedergegenwart.ch/open_access-wie-der-akademische-kapitalismus-die-wissenschaften-veraendert (29.06.2018).
- HAGNER, Michael (2015): *Zur Sache des Buches*, Göttingen: Wallstein Verlag (auch als e-Book).
- HARTUNG, Lea (2015): *Dangerous Ideas. Die Entstehung der neoliberalen Regierungsrationalität am Beispiel der Mont Pèlerin Society*, Berlin (unveröff. Diss. Humboldt Universität).
- HEITZ, Dominik (2016): »Uni Basel – wo bleiben deine grossen Denker?«. In: *Basler Zeitung*, 19.10.2016, https://www.unibas.ch/fileadmin/www/redaktion/19.10.2016_Uni_Basel_-_wo_bleiben_deine_grossen_Denker.pdf (09.05.2017).

- HERMAN, David (2017): »What happend to the public intellectual?« In: *New Statesman* 31.01.2017, <http://www.newstatesman.com/culture/books/2017/01/whatever-happened-public-intellectual> (29.06.2018).
- ILLICH, Ivan (1991): *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*, Hamburg: Luchterhand.
- KNORR-CETINA, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaften*, Frankfurt/Main: suhrkamp taschenbuch.
- KOSCHORKE, Albrecht (2005): Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung. Fassung eines Vortrages bei der Tagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften am 20./21.10.2005, <http://www.ulv.at/html/pinwand/Koschorke.pdf> (Zugriff am 15.11.2017).
- LUHMANN, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main: suhrkamp taschenbuch.
- LUHMANN, Niklas (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- MAASE, Kaspar (1999): »Die unglückliche Liebe zum Florett. Aus einem inneren Dialog«, in: *Gegenworte* 3, Frühjahr 1999, 77-79.
- MATTL, Siegfried (2015): »What's next: Digital History«. In: Lucille Dreidemy/Richard Hufschmied u.a. (Hg.): *Bananen, Cola, Zeitgeschichte. Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert*, Bd. 2, Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 1041-1052.
- MERCER, Ben (2011): »The Paperback Revolution: Mass-circulation Books and the Cultural Origins of 1968 in Europe«. In: *Journal of the History of Ideas* 72, 613-636.
- RAULFF, Ulrich (2014): *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- RECKWITZ, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin: Suhrkamp.
- SAX, David (2017): *Die Rache des Analoges*, Wien, Salzburg: Residenz Verlag.
- THEISON, Philipp (2012): »Zur universitären Präsenz der Digitalität«, in: *Forschung und Lehre*, 11.